



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

59. JAHRGANG – HEFT 2
MÄRZ / APRIL 2007

ISSN 0931-3834

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

MÄRZ / APRIL 2007

INHALT

Andreas Rössler: Vernunft und Glaube	29
Wolfram Zoller: Die Zeit ist kurz	32
Helmut Langel: Gott verkörpert sich auch in der Musik	37
Paul Schwarzenau: Symbole vieler Welten sprechen zu mir	42
Berichte	46
Bücher	48
Leser-Echo	55
Termine	55
Jahrestagung 2007 des Bundes für Freies Christentum	56
Zum Nachdenken: Werner Zager, Karfreitag und Ostern	

Zweimonatschrift des Bundes für Freies Christentum e. V.

Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672, Fax - 7655619
E-Mail: info@tempelgesellschaft.de

Druck

Maisch + Queck
Benzstraße 8, 70839 Gerlingen

Anschriften der Autoren

Pastor Helmut Langel
Heymelstraße 35, 27359 Bremen.

Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller
Am Ramsberg 11, 99817 Eisenach

Pfarrer Wolfram Zoller
Ulrich-von-Hutten-Straße 161
70825 Korntal-Münchingen

Schriftleitung

Dr. Andreas Rössler, Oelschlägerstraße 20,
70619 Stuttgart, Tel. 0711/4 78 06 47
E-Mail: drandreas.roessler@t-online.de

Wort des Schriftleiters

Vernunft und Glaube

Die folgenden neun Thesen zum Verhältnis von Vernunft und Glaube knüpfen an das „Wort des Schriftleiters“ in Freies Christentum 6/2006, S. 141-143, mit der Überschrift „Aufgeklärte Religion“, an.

1. Bei der „Wiederbelebung der Religion“ wird meistens an fanatische Formen (wie Islamisten und christliche Fundamentalisten) und an eher exotische Gestaltungen (etwa manche charismatische Gruppen) gedacht. Religion in ihren von der Öffentlichkeit wahrgenommenen Äußerungen ist eher irrational, hält also nicht viel von der Vernunft, abgesehen davon, dass alle vorhandenen technischen Möglichkeiten (die sich vernünftig betriebener Wissenschaft verdanken) in den Dienst der jeweiligen Sache gestellt werden.

Umgekehrt scheint man dort, wo die Vernunft hochgehalten wird, mit Religion nicht viel anzufangen, sondern plädiert einfach für Humanität, Toleranz und Demokratie und versucht allein darauf Weltanschauung und Lebensweise aufzubauen.

2. Eine Spannung zwischen Vernunft und Religion (in der Gestalt der überlieferten Religionen) liegt in der Tat darin, dass Religion (die Weltreligionen) sich für ihre Grundüberzeugungen nicht auf die Vernunft (das heißt auf allgemein überprüfbare Überlegungen) beruft, sondern auf Offenbarung.

Die Vernunft ihrerseits hat die Absicht, die Wirklichkeit in ihren verschiedenen Aspekten so zu erfassen, wie sie ist, ohne dabei irgendwelche Voraussetzungen zu machen (außer dass die Struktur unseres Denkens immer schon vorgegeben ist, etwa die Kategorien von Raum und Zeit) und ohne einen bestimmten weltanschaulichen oder ideologischen Standort einnehmen zu wollen.

Vernunft als das Vernehmen der Wirklichkeit (die „vernehmende Vernunft“) will also voraussetzungslos sein und gerade deshalb für Menschen mit allen möglichen religiösen, weltanschaulichen oder ideologischen Voraussetzungen nachvollziehbar.

3. Man könnte die Spannung zwischen Vernunft (ihrer Intention nach voraussetzungslos) und Religion (in ihrer Botschaft und ihrem Kult gerade auf Voraussetzungen beruhend, auf einem geglaubten „Wort Gottes“) so zu lösen versuchen, dass man der Vernunft und der Religion einfach verschiedene Bereiche zuweist: Vernunft habe es mit Diesseitigem und Irdisch-Vergänglichem zu tun,

Religion mit Jenseitigem und Ewigem. Da bestehen sie dann schiedlich-friedlich nebeneinander und stören sich nicht.

Doch wird man damit weder der Vernunft noch der Religion gerecht. Die Vernunft will, soweit möglich, die ganze Wirklichkeit erfassen, und damit auch so etwas wie „die Tiefe“, den Hintergrund der Wirklichkeit berühren. Warum sollte sich die Vernunft künstlich einschränken lassen?

Die Religion umgekehrt beansprucht, das Diesseitige und Irdisch-Vergängliche vom Jenseitigen und Ewigen her angemessen zu verstehen und auch zu gestalten. Auch die Religion lässt sich also nicht auf einen Bericht jenseits des Natürlichen (auf eine „Meta-physik“) begrenzen.

4. Denken und Glauben gehören partnerschaftlich zusammen, indem sie beide mit der einen Wahrheit zu tun haben.

Das „elementare Denken“ (Albert Schweitzer) führt von der Lebenserfahrung aus hin zur Frage nach der endgültigen Wahrheit. Der Glaube (die Religion) gestaltet von der Begegnung mit dieser Wahrheit aus das Leben. Beide Bewegungen ergänzen sich. Vernunft und Glaube haben in ein und demselben Menschen ihren Platz.

5. Der Glaube wird durch die Partnerschaft der Vernunft geschützt vor Primitivität, Isolierung, Selbstimmunisierung und Bedeutungslosigkeit. Insbesondere wird die Religion mit der Hilfe der Vernunft vor Aberglauben bewahrt, gegen den man sich ohne die Vernunft kaum wehren kann, weil man dann ja keine vernünftigen Maßstäbe hätte.

Ferner wird der Glaube durch die Partnerschaft der Vernunft vor religiösem Fanatismus geschützt, der dadurch zustande kommt, dass man eigene Zweifel verdrängt.

Das Vertrauen auf die Wahrheit dagegen, in welchem Vernunft und Glaube zusammenstimmen können, bedeutet eine Wahrhaftigkeit, die darum weiß, dass die endgültige Wahrheit immer das menschliche Vorstellungsvermögen und Denken übersteigt.

6. Die Vernunft wird durch die Partnerschaft des Glaubens geschützt vor Oberflächlichkeit, vor bloßem Nützlichkeitsdenken, vor Missbrauch der wissenschaftlichen Erkenntnisse zu Manipulationen anderer Menschen, zum eigenen Machtgewinn und zu unmenschlichen Anwendungen. Denn zur Wirklichkeit gehören die Sinnfrage und die Ethik.

Die so verstandene „vernehmende Vernunft“ ist nicht zu verwechseln mit einer instrumentellen Vernunft, die mit vielleicht scharfem Verstand und hoher Intelligenz die Wirklichkeit vor eigene egoistische Interessen spannt und bei der Martin Luthers Wort von der „Hure Vernunft“ zutrifft.

7. Das Ewige ist mit der raumzeitlich begrenzten Vernunft nicht zu begreifen. Mit dem Unsichtbaren, Ewigen, Absoluten ist die Vernunft als solche überfordert. Gott sprengt alle unsere Erfahrung und Erkenntnismöglichkeiten. Insofern ist Gott unsichtbar (Johannes 1,18), verborgen (Jesaja 45,15; 55,8-9), unbegreiflich (Römer 11,33-36).

Nur ist der verborgene, rätselhafte Gott nicht nur dem vernünftigen Denken, sondern eben auch dem Glauben verborgen.

Ein „Skeptizismus“ (Albert Schweitzer), wonach das Denken gar nichts vom Absoluten, vom Göttlichen begreifen kann, führt freilich zu einem prinzipiellen Agnostizismus (= Prinzip der völligen Unerkennbarkeit des Absoluten), und dann ist keine existenzielle Grundorientierung mehr vermittelbar, also nichts Verbindliches, wonach man sich aus eigener innerer Einsicht zu richten hat.

Dieser grundsätzliche Skeptizismus kann dann aber auch (wovor Schweitzer warnt) zum Autoritarismus führen, das heißt dass man sich einer Autorität beanspruchenden Institution in die Arme wirft und das blind glaubt, was hier zu glauben vorgesetzt wird.

8. Für die Religion hat freilich nicht die Vernunft die oberste Priorität, sondern die Tiefe der Wirklichkeit, die Wahrheit. Der christliche Glaube etwa ist keine Konstruktion der Vernunft, und die Vernunft will ja zuerst die allgemein zugängliche Wirklichkeit erfassen, sie dann allerdings auch gestalten.

Die christliche Botschaft beruft sich auf Gotteserfahrungen, auf Begegnungen mit Gott. Doch muss die Offenbarung mit der Hilfe der von Gott gegebenen Vernunft nachempfunden, beschrieben, gedanklich durchgeklärt und sinngemäß angeeignet werden. Sonst ist dem Irrglauben und dem Aberglauben Tor und Tür geöffnet.

Nur durch diese Klärung mit den Mitteln der Vernunft kann die christliche Botschaft plausibel präsentiert und dann auch weitergegeben werden.

Wenn der verborgene Gott sich uns zugänglich macht, dann ist menschlicherseits der Glaube im Spiel, also das Vertrauen auf Gott und das eigene Ja zu dem empfangenen „Wort Gottes“, aber auch die suchende und vernehmende Vernunft, die das „Wort Gottes“ zu verstehen und auf den Zusammenhang des Lebens zu beziehen sucht.

9. Vertritt eine Religion, in der Vernunft und Glaube nicht gegeneinander stehen, von vornherein die Humanität? Das ist so in der Sicht von Albert Schweitzer, der sogar die Lehre von der „Ehrfurcht vor dem Leben“ für „denknotwendig“ hält. Es ist aber rein denkerisch gesehen fragwürdig. Sicher aber wird die Humanität am ehesten in einer solchen Religion verbindlich gemacht, die von der „Menschenfreundlichkeit Gottes“ (Titus 3,4) überzeugt ist.

Andreas Rössler

Die Zeit ist kurz

Gedanken zu 1. Korinther 7,29-31

Pfarrer i.R. Wolfram Zoller hielt die folgende Predigt am 20. Oktober 2006 in der Christuskirche zu Korntal.

„Das sage ich aber, liebe Brüder: Die Zeit ist kurz. Fortan sollen auch die, die Frauen haben, sein, als hätten sie keine; und die weinen, als weinten sie nicht; und die sich freuen, als freuten sie sich nicht; und die kaufen, als behielten sie es nicht; und die diese Welt gebrauchen, als brauchten sie sie nicht. Denn das Wesen dieser Welt vergeht“ (1. Korinther 7,29-31).

Was soll das heißen: „Die, die Frauen haben“ - aber das gilt natürlich genau so für die, die Männer oder Kinder haben – „sollen sein, als hätten sie keine“? Will Paulus etwa unsere Familienbande auflösen und die Liebe abtöten, - er, der doch in 1. Korinther 13 das „Hohe Lied der Liebe“ geschrieben hat? Und was soll das: „Die weinen, sollen sein, als weinten sie nicht, und die sich freuen, als freuten sie sich nicht“? Will er unsere Gefühle ersticken, - er, der doch an die Römer schreibt: „Freut euch mit den Freuden und weint mit den Weinenden“ (Römer 12,15)? Und dann macht er auch noch das madig, worauf doch unsere ganze Existenz als Einzelne und noch mehr als Gesellschaft gründet, nämlich unser Eigentum: „Die, die kaufen, als behielten sie es nicht“! Was soll das alles?

Wenn wir Paulus hier recht verstehen wollen, müssen wir ihn wohl aus dem Ganzen seines Denkens und aus der Situation heraus, in der er sich befindet, zu begreifen suchen. Zum Glück gibt er uns dazu selber den Schlüssel mit dem ersten Satz seines Abschnitts: „Liebe Brüder (und natürlich auch Schwestern), das sage ich: Die Zeit ist kurz!“ Damit meint er nicht die Kürze unserer normalen Lebenszeit, die uns freilich um so mehr bewusst wird, je älter wir werden, sondern er meint die Kürze der Zeit, die der Welt noch bleibt bis zu ihrem Untergang. Denn viele fromme Juden seiner Zeit waren - wie auch Jesus selbst - überzeugt, dass Gottes Endergericht über diese verrottete und verlorene Welt unmittelbar bevorsteht und dass die Wiederkunft Christi eine neue Welt heraufführen wird, eine neue Welt des Friedens, der Gerechtigkeit, der Liebe, in der alles Elend und Leid überwunden sein wird. Deshalb: „Die Zeit ist kurz“ und „Das Wesen dieser Welt vergeht“.

Diese Naherwartung des Weltendes ist uns nach 2000 Jahren abhanden gekommen. Sie hat sich als ein Irrtum erwiesen. Die Christen und die ganze Kirche haben in Erkenntnis dieser Tatsache schon sehr früh begonnen, sich dauerhaft in dieser Welt einzurichten - schon im Neuen Testament lässt sich diese Entwicklung beobachten. Ist damit das Wort des Paulus überholt und entwertet? Das nicht, aber die Perspektive hat sich verschoben, weg vom nahen Ende der Welt und hin zum jederzeit möglichen nahen Ende des einzelnen Menschenlebens.

Heute versetzt uns das Pauluswort „Die Zeit ist kurz“ in die Situation, die vor dreißig Jahren einmal ein Religionslehrer und seine Kollegen einem halben Tausend Berufs- und Gymnasialschülern zugemutet haben, als sie die Klassen vor die Aufgabe stellten, folgende Frage schriftlich zu beantworten: „Was würde ich tun, wenn ich nur noch einen Tag zu leben hätte?“ In einem Buch sind dann die Ergebnisse dargestellt worden.

Der Sinn im Bruchstück meines Lebens

Natürlich waren die Reaktionen der jungen Leute vielfältig und reichten von verzweifelter Angst über religiöser Sinnsuche bis hin zu letztem lustvollen Aufden-Putz-Hauen. Eines aber wird in allen Antworten deutlich: Das Bewusstsein des unmittelbar bevorstehenden Todes bringt bei uns allen an den Tag, worin wir den Sinn unseres Lebens sehen und ob wir überhaupt einen Sinn darin annehmen. Wer das nicht kann, wird mit seinem Ende besonders große Probleme haben. Wer aber von einem Sinn überzeugt ist, muss sich fragen, ob er tragfähig ist. Wer ihn in Familie, Liebe, Arbeit oder Besitz sieht, dem geht dieser Sinn ja gerade dann verloren, wenn uns all das durch den Tod abhanden kommt. Ein alter Mensch mag dann wohl sagen: „Ich habe das Meinige getan, das war's eben.“ Wessen Leben aber weniger befriedigend verlaufen ist und vor allem wer noch mitten im aktiven Leben steht oder gar erst an seinem Anfang, dem wird die Frage unter den Nägeln brennen: Welcher Sinn bleibt mir für das Bruchstück meines Lebens, das morgen zu Ende gehen soll? Gibt es einen Sinn, der auch meinen Tod umfasst?

Heute freilich erschrecken uns die Berichte gerade von jungen Menschen, die sich einen Sprenggürtel umschnallen und sich gezielt unter möglichst vielen Menschen in die Luft jagen, die sie bekämpfen. Meine Generation hat es ja noch bei uns selber erlebt, wie im Krieg Jugendliche begeistert als Gefolgsleute des „Führers“ ihr Leben in die Schanze geschlagen haben in Erwartung des Endsieges. Diese Opferwilligen haben offenbar einen Sinn gefunden, der auch den Tod einschließt, ja, gerade ihn. Wer den Glauben hat, dass hinter dieser Tür Allahs

Paradies wartet und das Lebensopfer des Gotteskriegers herrlich belohnt, der kann - wir haben es ja erlebt - sehenden Auges ein Flugzeug ins World Trade Center steuern. Denn ein solch umfassender Sinn macht uns fähig, dem Tod mehr oder weniger gelassen ins Auge zu blicken. Es ist dann nur die Frage, wie menschendienlich solch ein umfassender Sinn ist. Jene Leute freilich, denen solch ein Glaube von vornherein suspekt ist, halten ihn ohnehin für eine bloße Phantasterei, für ein Wolkenkuckucksheim irrer fanatischer Köpfe, die eigentlich in die Psychiatrie gehören. Gilt das auch für unseren eigenen Glauben?

An dieser Stelle müssen wir jetzt wieder zu Paulus zurückkehren und zu der Erfahrung, die sein ganzes Leben und Wirken bestimmt hat. Er hat ja seinen umfassenden Lebenssinn gefunden, als dieser ihn personhaft vor Damaskus überfiel in der Gestalt des trotz seiner Kreuzigung lebendigen Christus, den er verfolgte. In ihm erfuhr er das ewige Licht der Liebe, die ihn in ihren Dienst rief. Ein Fall für den Psychiater? Oder doch die Wirklichkeit einer hintergründigen Dimension, die uns im Alltag verschlossen bleibt? Objektiv kann diese Frage nie beantwortet werden. Aber wir begreifen einen Menschen wie Paulus besser, wenn wir den Lebensbericht eines Zeitgenossen von uns hören, den dieser vor zwanzig Jahren auf Band gesprochen hat.

In ein überirdisches Licht eingebettet

Stefan von Jankovich, ein Ungarndeutscher, später Schweizer geworden, war in der Mitte des 20. Jahrhunderts ein weltweit engagierter, überaus erfolgreicher Architekt, der ohne jedes religiöse Interesse als praktischer Atheist und Materialist gelebt hatte, bis er 1964 nach einem schweren Autounfall minutenlang im klinischen Tod lag. In diesem Zustand erlebte er dasselbe wie Paulus: das Eingebettetsein in ein überirdisches Licht und in eine unbeschreibliche allumfassende Liebe, die ihn sein Leben mit ganz anderen Augen sehen lehrte und ihn völlig verwandelte. Als er später wieder berufsfähig geworden war, fasste er seine Arbeit, seinen Beruf fortan als Dienst am Menschen auf und füllte seine Freizeit mit Vorträgen, Seminaren und persönlichen Beratungen aus, um möglichst viele andere Menschen an seinem neu gewonnen Lebenssinn teilhaben zu lassen. Sie sollten wie er begreifen lernen, dass der Urgrund von allem ein liebender Gott ist und dass es einen großen Schöpfungsplan gibt, nach dem wir uns alle zu wahrer Menschlichkeit entwickeln sollen, sodass der Sinn unseres Daseins nicht mehr bloß die Erfüllung unserer eigenen Wünsche und Bedürfnisse ist, sondern die Erfüllung dieses göttlichen Liebeswillens – „Reich Gottes“ hatte Jesus das genannt. Dann würde die uns alle so beherrschende offene oder geheime Angst

vor dem Lebensende ihre Macht über uns verlieren, wir wüssten uns ewig in Gott aufgehoben und würden lernen, Menschlichkeit und Liebe in dieses unser endliches Dasein mit seinen vielen Problemen hineinzutragen.

Die Parallele zwischen diesem Menschen unserer Zeit und dem Apostel Paulus ist frappierend. Beide wissen seit ihrer Gottese Erfahrung, dass fortan nichts Irdisches mehr ihr Leben im letzten Grund bestimmen kann, und trotz dieser innersten Distanz widmen sie ihr Leben der Gestaltung unserer Welt, weil es die Liebe ist, die sie dort an ihren Platz stellt. Damit aber sind wir jetzt genau da, wo sich 1. Korinther 7,29-31 erschließt.

„Die, die Frauen und Familien haben, sollen sein, als hätten sie keine“: Das ist keine Abwertung von Eros und Familie, sondern die Mahnung, dass auch die engsten menschlichen Beziehungen nicht zum absoluten Sinngrund für uns werden dürfen, denn alle menschlichen Verbindungen sind endlich und können jederzeit zerrissen werden. Wir sollen, meint Paulus, bereit sein, auch den liebsten Menschen herzugeben, weil kein Mensch zum Abgott werden darf, der uns fesselt und ohne den das Leben für uns sinnlos wird. Allein die ewige Liebe ist es, die uns nach Paulus den Sinn gibt, der unzerstörbar hält und trägt.

Genau so darf auch keine Freude und kein Lebensgenuss uns so fesseln, dass wir zu ihren Gefangenen werden. Denn alle Freude ist endlich und nicht vergleichbar jener unendlichen Freude, die Paulus erfahren hat und die alle unsere Vorstellungen sprengt. Er fühlt sich wie einer, der einen Millionenjackpot geknackt hat, dem gegenüber seine bisherigen Spielgewinne unerheblich werden. Nicht dass er sich nicht mehr auch über kleinere Gewinne freuen könnte, aber sie sind eben nicht der große Loggewinn, der das ganze Leben verändert. Das meint der gewiss überspitzt ausgedrückte Satz: „Die sich freuen, sollen sein, als freuten sie sich nicht“. Dasselbe gilt auch für das Weinen, als weinte man nicht. Wenn ihr in Christus den überwältigenden Trost aus Gottes Liebe kennt, will uns Paulus damit sagen, dann kann euch auch kein Schmerz mehr im Innersten gefangen nehmen. Nicht dass Schmerzen und Verluste damit verharmlost und nicht ernst genommen wären, aber ihr habt und kennt als Christen eine Perspektive weit darüber hinaus.

Schließlich: kaufen, als behielte und besäße man nicht. Das ist freilich ein Satz, mit dem Paulus die Struktur unserer Gesellschaft radikal in Frage stellt, in der Kaufen und Konsumieren zum Abgott geworden sind, ohne den sie zusammenbricht. „Du bist nichts für dich selbst, du bist du selbst nur durch das, was du hast und kaufst“: Das hämmert uns die allgegenwärtige Werbung tagtäglich in unser Hirn. Schon die Kindergartenkinder und ABC-Schützen wissen, dass sie nur etwas sind durch ihre Markenklamotten, ihre neuesten Elektronikspiele und

Handys. Die Börsenberichte sind zur täglichen Bibellese des Menschen von heute geworden, der unter allen Umständen als cool gelten will. Was gilt der Mensch und sein Arbeitsplatz, wenn nur die Aktionäre zufrieden gestellt sind und der Aktienkurs steigt. Gewiss, Erwerb und Besitz ist das tägliche Brot unserer Wirtschaft und Gesellschaft, von dem wir alle leben. Aber wenn es zum absoluten Maßstab unseres Lebens wird, zum eigentlichen Lebenssinn, dann gilt der Protestruf des Paulus: „Die die Welt gebrauchen sollen sein, als brauchten sie sie nicht. Denn das Wesen dieser Welt vergeht“ - und mit ihr alles Haben und Besitzen. So verliert das Haben seinen bannenden Zauber, der so viel Unheil anrichtet.

Befreit von den Zwängen und Gefangenschaften dieser Welt

Vielleicht kommt uns das alles ziemlich weltfremd vor und ist vor allem für junge Menschen kaum zu begreifen. Wir müssen dafür wohl erst allmählich reif werden. Auf der andern Seite aber muss uns die königliche Freiheit imponieren, in der Paulus sich von den Zwängen und Gefangenschaften dieser Welt befreit weiß. Ob wir es schaffen, auf diesem Weg - der ja der Weg Jesu ist - wenigstens ein paar Schritte voranzukommen? Sind wir nicht viel zu sehr in unsere Alltagswelt innerlich verstrickt und gefangen genommen? Paulus will uns mit seinen Worten aber nicht entmutigen, im Gegenteil, er will uns Mut machen zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes auf dem Grund der ewigen Liebe. Immer wieder gibt es Menschen, die auf diesem Weg vorangekommen sind und uns vorbildhaft mitnehmen.

Die Spannung zwischen Haben und Nicht-haben

Die wesenhafte Spannung im Christenleben zwischen Haben und Nicht-haben hat der leider völlig vergessene baltische Dichter und bewusste Christ Otto von Taube (1879-1973) einst in die folgenden Verse gefasst:

„Ich lebe und lebe nicht. Denn all mein Leben/ Ist schon im voraus von mir
weggegeben./ Ich bin schon weit. Mein Leib allein ist hier./ Wann folgt er
mir?/

Ich strebe und strebe nicht. Denn all mein Streben/ Ist schon erfüllt. Es kann
mir nichts mehr geben./ Mein Wille zappelt noch. Er ist gewohnt./ Hat sich's
gelohnt?/

Ich bete und bete nicht. Ein stetes Beten/ Zieht durch mein Tun, sogar beim
Unkrautjäten./ Ich tu, wie Gott mich noch zum Tun verwendet./ Und freu
mich, weil es endet.“

Gott verkörpert sich auch in der Musik

Am Beispiel von Wolfgang Amadeus Mozart

Helmut Langel, Pastor an der St. Rembertikirche in Bremen, hielt dort am 2. Juli 2006 einen Gottesdienst „zu Ehren von Wolfgang Amadeus Mozart“. Wir dokumentieren Langels Predigt über den „Sohn Gottes“ Mozart. Das Genie mit seinen Licht- und Schattenseiten - das bleibt auch nach dem Ende des „Mozartsjahres“ ein Thema.

Wer ist der Götterliebbling Amadeus? Was war das für ein Genie, der ihn beflügelte, was für ein Geist, der in ihn drang? Woher kam der Hauch des Genialen, dass die Musik von Wolfgang Amadeus Mozart so überirdisch wurde?

„Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt. So ist es bei jedem, der aus dem Geist geboren ist“ (Johannes 3,8): Der johanneische Christus behauptet, der Geist wehe wie der Wind von überall her. Niemand kann ihn orten.

Werden wir also nie eine Antwort auf die Frage nach dem Genie Mozarts erhalten?

Die Antwort ist jedenfalls nicht einfach. Zu widersprüchlich und geheimnisvoll bleibt dieses Leben für uns.

Nach einer Legende des frühen 19. Jahrhunderts, die indessen reine Fiktion war, ist und bleibt, hat es einen erbitterten Konkurrenzkampf zwischen den beiden großen Komponisten Antonio Salieri und Mozart gegeben. Der englische Autor Peter Schaffer verfertigte aus der Geschichte ein Drama und nannte es „Amadeus“. Vollendete Tragik und zugleich die Widersprüchlichkeit des Genies Mozart sowie die seines Anbeters und Feindes Salieri zeigen uns Nachkommen möglicherweise mehr von der Wahrheit des Lebens dieser Komponisten, als es so manche historische Biographie vermag. Milos Formann hat das Drama von Peter Schaffer verfilmt und mit diesem Werk seinen weltweiten Ruhm befestigt.

In dem Jahr, als der Streifen in die Kinos kam, ging ich mit meinem Sohn und dem Nachbarsjungen Martin in eine Vorstellung. Wir hatten zuhause viel Mozart gehört. Außerdem erzählte ich den Jungen schon vorweg die Lebensgeschichte von Mozart. Also waren wir sehr auf den Film gespannt. Als es langsam dunkel wurde und der Vorhang des Kinos sich öffnete, fing Martin mit einem Mal an, ganz bitterlich zu weinen. Ich war erschrocken und fragte ihn, was der

Grund seiner Tränen sei. Schluchzend antwortete er: „Wenn Mozart wüsste, dass er in zwei Stunden tot sein wird!“

Mozart starb früh. Zu früh? Hätte er noch weiterleben sollen und können? Oder war sein Leben vollendet, so wie er es gelebt hatte?

Ein „Sohn Gottes“

Der Philosoph Peter Sloterdijk wurde in einem Interview zum Thema Fußballweltmeisterschaft gefragt: „Was ist der Unterschied zwischen einem Helden und einem Star?“ Die Antwort war knapp und nachdenkenswert: Der Held stirbt früh. Der Star überlebt sich selbst. Nach seiner Karriere wird er ausnahmslos unangenehm. So eine Art Muffkopf.

War Mozart ein Star, ein Held? War er ein Genie? Nein, er war mehr, so erfahren wir durch seine Musik. Er war ein „Sohn Gottes“. Er hatte einen Geist, eine Seele, die unmittelbar mit dem Himmel in Verbindung standen. Seine Musik offenbart etwas, was alles Denkbare und Beschreibbare überschreitet, transzendiert, so wie es alle Offenbarungen nun einmal tun. Es ist meine tiefste Überzeugung, dass Gott sich auch in der Musik verkörpern kann, dass nicht nur das Wort Offenbarungsträger ist.

Im 19. Jahrhundert hätte man es dabei bewenden lassen. Heute stellt man eine andere Frage: Gibt es auch eine andere Seite, eine Dunkelseite am Genie, am „Götterlieblich“? Hat Mozart auch Schattenseiten?

Die Frage nach den „Dunkelseiten“

Allein, sind diese Fragen gerechtfertigt? Oder kommen sie nur aus dem Munde des spießbürgerlichen Moralapostels, der denen da oben, den Großen, gern am Zeug flicken möchte, dem es Spaß macht, nach schmutzigen Ecken zu suchen oder unter das Sofa zu gucken, ob da noch Staub ist? Vielleicht können wir diesem Vorwurf entgehen, wenn wir ehrlich mit uns selber sind, wenn wir uns der Frage nach den eigenen Schattenseiten stellen.

Deshalb das folgende Experiment: Wir hören eine gefällige Musik von Mozart, schließen unsere Augen und stellen uns ganz aufrichtig die Frage: Was habe ich für Schattenseiten? Wie sehen meine dunklen Ecken aus? Möglicherweise haben wir kaum ein Problem, dieser Frage nachzugehen.

Denn erstens bleiben die Antworten bei uns und gehen sonst niemanden etwas an. Zweitens finden diese Dunkelseiten in unserem kleinen Dasein nicht das helle, geniale Gegenüber wie in dem Leben von Mozart.

Darum nochmals die Frage: Warum stellen wir diese Fragen nach den Dunkelseiten? Um den Großen vom Sockel zu stoßen? Um hinter die Gardinen zu gucken? Um sich gehässig zu sagen: „Der ist ja auch nicht besser als alle anderen? Der ist ja auch nicht besser als ich?“

Der polnische Aphorismendichter S. Jerzy Lec hat einmal den Satz aufgeschrieben: „Ich lese die Geschichten von Heiligen gern von hinten nach vorn, um zu sehen, ob sie Menschen werden!“

Ist es das Heilige und das zutiefst Menschliche, das in einem Genie, wie Mozart es war, schmerzhaft aufeinander prallt? Denn Wolfgang ist zugleich immer „Amadeus“ und Amadeus ist auch Wolfgang. Der „Wolferl“ konnte albern sein, zotig und ordinär, betrunken, manchmal sogar ein wenig blöde. Vor seinem wiehernden Gekichere erschrak jeder, fühlte sich nicht selten abgestoßen. Wolferl machte plumpe Komplimente, baggerte alle möglichen Leute an, die ihm nützlich werden konnten und bettelte meistens ebenso erfolgreich wie peinlich um Geld.

Blick in tiefste Abgründe und höchste Höhen

Amadeus indessen erkannte seinen Auftrag, den Menschen in seinen Widersprüchen musikalisch zu erfassen, in die tiefsten Abgründe zu schauen und in der höchsten Höhe himmlische Harmonien zu erzeugen. Er konnte den Auftrag erkennen und vollziehen, weil er ihm sein ganzes Leben widmete.

Wie ein Getriebener schrieb und komponierte er, beobachtete und verfolgte das Leben der anderen und zerrte es auf die Bühne. Dort schockierte und berührte diese Musik die Seelen. Es gab nur Abscheu oder tiefe Ehrfurcht vor diesen Klängen.

Wenige seiner Zeitgenossen haben das erkannt. Amadeus war sich dieser Größe Gott sei Dank nicht bewusst. Er glaubte an sein Talent, nicht an seine Größe. Aber schrieb er, komponierte er wirklich? Muss es nicht vielmehr heißen: Es komponierte in ihm?

Als Constanze Mozart Salieri Kompositionen ihres Mannes vorlegt, damit dieser ihm einen Job verschafft, schaut der Italiener Salieri hingerissen auf die säuberlich, kunstvoll geschriebenen Partituren und erfährt, dass sie alle Originale sind. Mozart hat das aufgeschrieben, was bereits in seinem Kopf vollendete Komposition war. Es war so, als diktierte ihm jemand die Noten fein säuberlich auf das Papier.

Freilich gab es in dieser Musik gleichermaßen vollendete Schönheit und Leichtigkeit und tiefe, furchterregende Abgründigkeit. Wer einmal den ersten Satz

aus dem Klavierkonzert Nr.20 in d-Moll, womöglich in der Interpretation von Edwin Fischer hört, bekommt unwillkürlich Gänsehaut. Oder den zweiten Satz aus der Sinfonia concertante für Violine und Viola. Da hat man das Wolferl ganz schnell vergessen.

Das Dämonische, erschreckend Furchbare wurde für mich das erste Mal hörbar am Ende der Oper Don Giovanni. Musikalisch geht es an die Grenze des Erträglichen für die Ohren seiner Zeit. Doch kaum hat das Grauen auf der Bühne und aus dem Orchestergraben heraus sein Ende gefunden, kaum ist Don Giovanni in der Hölle und wir Hörer mit ihm, da kommt attacca das Finale in strahlendem Dur. Ich könnte als Hörer verrückt werden, wenn ich diesen Gegensätzen lausche. Für mich haben solche Kompositionen theologische Dimensionen.

Warum? Worauf gründen meine Vermutungen? Weil die Verkörperung des Göttlichen nur dann stattfindet, wenn es auch wirklich in einen Körper eindringt - in einen Körper, der auch Körper sein will.

Geist und Körper

Aus der theologischen Tradition ist mir der Gedanke vertraut: Die Verkörperung des Geistigen bleibt nicht ohne Folgen für beide Seiten. Der Körper des Menschen bekommt einen Auftrag, für den er ganz und gar lebt. So wie Mozart für seine Musik, so wie - ich scheue den Vergleich nicht - der religiöse Prophet für seinen prophetischen Auftrag. Auch Jesus hat sein ganzes Dasein seiner inneren und innigen Verbindung zur Gottesliebe und Menschenliebe gewidmet.

Der Körper aber bleibt Körper auch bei einem Genie und darum eben immer auch albern im Vergleich zu der Größe seines Geistes. Der Widerspruch zwischen dem Körperlichen und dem Geistigen ist bei einem Genie fundamental. Dieser Widerspruch gehört einfach dazu.

Mozart lebt diesen Widerspruch fast autistisch. Er kann nicht anders. So wirkt er rücksichtslos für andere, sogar für seine eigene Frau, aber auch sich selbst gegenüber. Der von seinem Auftrag durchdrungene göttliche Mensch erscheint so, als schere ihn die Welt nicht, der einzig und allein sein Genie gilt.

Der Geniekult feiert ein Abziehbild. Zum Beispiel das vom kindlich-lächelnden, fortwährend positiv gestimmten Mozart, einem Klischee, dem selbst der große Theologe Karl Barth mit seinem Engelvergleich erlegen ist.

Die Ehrfurcht vor dem Genie erkennt seine Größe im Widerspruch seines Daseins. Sie erfährt das Erschauern ebenso wie das fast magische Angezogensein. Trotzdem kommt man nicht heran. Keine Nähe ist zulässig. Denn das Genie

will Nähe nicht, will nicht umarmt werden, will auch nicht fern bleiben, denn es bleibt für sich und für seinen Auftrag.

Dankbarkeit für das Genie

Gleichwohl ist Mozart kein Egozentriker. Er ist identisch mit seinem Drang zur und in die Musik und fordert auf diese Weise fast tragisch seinen eigenen Untergang heraus. Zumindest seinen körperlichen. So ähnlich haben es die Propheten auch getan.

Ich kann mich erbauen, ich kann die Tränen der Rührung kaum verbergen vor der Größe einer Dichtung, einer Musik, eines religiösen Symbols.

Ich fühle mich aber zugleich abgestoßen von ihrer körperlichen Verfassung. Es ist uns zum Beispiel überliefert, dass die Zeitgenossen sich vor der äußerlich wirren Gestalt ihrer Propheten ekelten. Allein, die Berührung, die Erbauung, die wunderbare Erfahrung, ergriffen zu sein, ist stärker. Sie bleibt. Dafür möchte ich Gott danken, aber eben auch dem Genie Mozart.

Als kleiner Junge war ich mit meinen Eltern in Salzburg, um das Mozarthaus zu besichtigen. In dem angrenzenden Laden gab es Mozart-Devotionalien. Ein handgroßer, bronzener Taler mit dem Mozartkonterfei hatte es mir angetan. Er war für einen Jungen sündhaft teuer. Mein ganzes gespartes Taschengeld von fünf Mark ging dabei über den Ladentisch. Ich war gottfroh, denn jetzt hatte ich ihn bei mir, meinen verehrten Mozart. Am Abend, als wir wieder in unsere Ferienunterkunft zurückkamen, stellte sich heraus, dass ich den Taler verloren hatte. Ich wurde kreuzunglücklich und habe heftig geheult. Kurz vor dem Einschlafen unternahm ich einen letzten, verzweifelten Versuch. Das erste und einzige Mal in meinem Leben betete ich zu Mozart, er möge mir den Taler wieder zurückbringen. Ich war mir damals nicht im Klaren, dass dieses Gebet ein bezeichnendes Verhältnis zu diesem Genie ausdrückte und zugleich verboten war. Denn zu Mozart zu beten ist in den Augen aller Kirchen eine Sünde. Auf jeden Fall bekam ich zwei Tage später meinen Taler wieder zurück. Ich war überglücklich, aber zugleich nicht so ganz sicher, ob Mozart oder meine lieben Eltern die Ursache für dieses Glück waren.

Die Ehrfurcht vor Wolfgang Amadeus Mozart, diesem „Sohn Gottes“, ist geblieben und auch die Dankbarkeit, dass Gott uns Menschen dieses Genie geschickt hat.

Symbole vieler Welten sprechen zu mir

Leitgedanken, Begriffe, Aphorismen

Professor Dr. Paul Schwarzenau, langjähriges Mitglied des Bundes für Freies Christentum und häufiger Referent bei dessen Jahrestagungen, ist am 16. November 2006 gestorben. (Dazu Freies Christentum 1/2007, S. 26-27.)

Wir drucken, mit freundlicher Genehmigung von Dr. Reinhard Kirste, ein „Thesenpapier“ Schwarzenaus ab, aus: Reinhard Kirste/ Paul Schwarzenau/ Udo Tworuschka (Herausgeber), Religionen im Gespräch (RIG) Band 7. Neue Herausforderungen für den Interreligiösen Dialog, Zimmermann Druck und Verlag, Balve 2002 (ISBN 3-89053-088-5), S. 72-75. Die bislang neun Bände „Religionen im Gespräch“ sind erschienen im Auftrag der Interreligiösen Arbeitsstelle (INTR^oA), Postfach 1201, 58766 Nachrodt (E-Mail: interrel@t-online.de; Internet: www.interrel.de)

Diesen Beitrag sehe ich mehr als ein Thesenpapier an. Er enthält Beispiele für den vielschichtigen Symbolbegriff, denn: Ohne Symbole sehen wir nichts. Diese bilden sich u.a. in der Kunst ab. Darum: Ohne die Kunst leben wir nicht in der „Wahr-heit“, ohne die Kunst nicht in lebendiger Religion.

Was wollen wir unter Welt verstehen? Was heißt überhaupt „Welt“? Wir geben den hier gemeinten Sinn am treffendsten durch „Universum“ wieder. Universum ist die in eins gewendete Gesamtwirklichkeit. Diese ist für uns nur durch ein Weltmodell fassbar (z.B. ist die Evolution für uns ein solches Modell). Damit soll eine Trennung von Natur und Geisteswissenschaft vermieden werden. Kunst, etwa in der Dichtung, kann uns das veranschaulichen. Gewissermaßen auf den Punkt gebracht ist dies im Abendlied von Matthias Claudius. Wenn man diesen Text in einen Wetterbericht auflöst, sind die „welthaften Symbole“ zerstört:

„Wie ist die Welt so stille/ Und in der Dämmerung Hülle/ So traulich und so hold,/ als eine stille Kammer [...]“

Mit anderen Bildern äußert sich Friedrich Schiller in „Die Götter Griechenlands“:

„[...] Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,/ seelenlos ein Feuerball sich dreht,/ lenkte damals seinen goldnen Wagen/ Helios in stiller Majestät [...]“

Die Welt ist eigentlich nur in der Klage anwesend. „Welt“ wird als entgötterte

Natur erlebt, aber nur in der Kunst. Ohne die Kunst, die aus der Klage entspringt, haben wir keine „Welt“: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muss im Leben untergehn [...]“

So sind wir als Menschen immer mit hineingenommen in die „Welt“, sodass keine Aufspaltung in Subjekt und Objekt stattfindet.

Der Mensch ist ohne die Kunst nicht in der Wahrheit

Auch hier ein Beispiel aus der Kunst: Picassos „Guernica“ zeigt in den Farbtönen nur Schwarz, Weiss und Grau; dann die Frau mit den verdrehten Augen, ihr offener Mund wie eine Wunde, ihr zum Himmel gerecktes Kinn sind Ausdruck unermesslichen Schreckens. Picasso öffnet mit diesem Bild die Augen des Betrachters: Er nimmt die Schrecken des Krieges „wahr“. Daraus folgt, zugespitzt behauptet: Der Mensch ist ohne die Kunst nicht in der „Wahrheit“.

Die Bilder zeigen die Notwendigkeit von Weltmodellen, die nicht einfach abbilden, sondern einen Zugang zu „Welt“ eröffnen, symbolisch dort hinein mitnehmen.

So begegnet der Begriff „Welt“ dem anderen Begriff „Symbol“, denn wir sind nur in unzähligen „Welten“ in der „Welt“. Wir brauchen nicht nur Beispiele, sondern „Zeitigungen“. Die Welt zeitigt sich uns nämlich in Symbolen. Die Künstler dienen dabei als Vermittler. Aber wie ist es überhaupt möglich, dass sich „Welt“ im Symbol vermittelt? Die Verbindungslinien sind Mythos und Initiation.

Mythos und Initiation

1. Mythos im Sinne urbildlicher oder ursprünglicher Welt. Die Ursprungszeit wird als Gott bzw. die Götter als Urbilder des Menschen gesehen, der erschaffen wurde.

Sucht man nach der „Mitte der Zeit“, so ist dies die Heilige Zeit, die nicht mit der gefallenen Zeit zu verwechseln ist. Sie erschließt sich im Erzählen des Mythos, im Darstellen des Kultus, d.h. Einbruch der Urbilder im seelischen Tiefengeschehen: Ekstase, heilige Musik, Tanz, Meditation, ritueller Genuss heiliger Pflanzen („Drogen“), Psychosen, Halluzinationen, Visionen, Träumen (vgl. dazu Mircea Eliade: Das Heilige und das Profane).

2. Initiationsriten, die bei aller Unterschiedlichkeit die Menschheit miteinander verbinden. Durch sie wird Kontakt mit der urbildlichen Welt aufgenommen: schöpferische Gedanken, Ideen, als von der Gottheit eingegeben, vgl. z.B. im alten Iran: Zuerst die urbildliche Welt (menok), dann die abbildliche Welt (getah).

Urbildliche und abbildliche Welt

Ähnlich sieht es der Mahayana-Buddhismus: die drei Leiber (trikaya) des Buddha.

1. Dharma-Leib: das Absolute.

2. Sambhoga-kaya (Genussleib): paradisische Sphäre, „Glücksland“, Sphäre der Formen, Urbilder und Ideen.

3. Leib „Wolke“ von Gestaltungs- und Verwandlungsleibern, die Nirvana-kaya. Sphäre der Begierde, das Abbildliche.

Ähnliche Strukturen finden sich in Bibel, Christentum und Islam. Nach Philo ist 1. Mose 1 die urbildliche Welt und 1. Mose 2 die abbildliche Welt.

Im Islam ist Dunya die Welt des Scheins und Achira die kommende, zugleich urbildliche Welt, die sich in jedem Augenblick auf uns zu bewegt. Sie offenbart sich besonders in Träumen.

Im hinduistischen Brahmanismus ist das Schaffen = srij, ein Ausgießen, also Emanation. Wir entdecken also die Protologie der mythischen Welt und die Eschatologie der künftigen Welt.

Hinzu kommen:

1. Die Archetypen des Kollektiven Unbewussten. Carl Gustav Jung spricht vom Sternenfall. Die Sterne sind Schicksalsbilder, als Archetypen ins Unbewusste gesunken. „Seitdem die Sterne vom Himmel gefallen und unsere höchsten Symbole verblasst sind, herrscht geheimes Leben im Unbewussten“.

Dort waren sie im Grunde immer schon, wie es in den Upanishaden (Brihadaranyaka-Upanishad I, IV, 10) heißt:

„Wer eine Gottheit verehrt, die verschieden ist vom spirituellen Ich (atman) und sagt: ‚Dies ist das eine und ich bin das andere‘, der ist kein Weiser, sondern wie ein Tier, das den Göttern nützlich ist.“

2. Die Zentrierung des Ich im Bewusstsein, unterschieden vom Selbst als Zentrum des kollektiven Unbewussten, das zunächst als virtueller Punkt gedacht ist, an dessen Verwirklichung der Einzelne mitwirkt. So werden die Archetypen als unanschauliche Energiefelder bewusstseinsfähig archetypische Bilder (z.B. in den Träumen).

3. Kategorien des Verständnisses: Schatten, Anima, Animus, Geistiges (Bild: Alter Weiser) und Stoffliches (Bild: Grosse Mutter), Prinzip, Wandlung, Selbst.

Selbstverwirklichung ist dann nicht Ego-Trip, sondern Union von Licht und Dunkel (d.h. Gegensatzvereinigung, etwa im Symbol der Himmlischen Hochzeit. Das heißt aber auch die Integration des Schattens).

Eine Besonderheit: das göttliche Kind

(Vgl. dazu Paul Schwarzenau, Das göttliche Kind. Der Mythos vom Neugeborenen. Reihe Symbole. Kreuz Verlag, Stuttgart 1984, besonders. S. 7-12, 175-202.)

Es gehört in den Zusammenhang Weltentstehung und Weltende. Darum sagt Heraklit: der Logos ist ein spielendes Kind. Im Hinduismus hat Krishna Lehm verschluckt, also der schöpferische Urgrund ist in ihm: In seinem Mund befinden sich schon alle Götter. In den Jesuslegenden wird erzählt: Jesus spielt am Fluss, bringt das Wasser zum Stehen, reinigt es, formt Vögel, die in alle Welt fliegen, nämlich in die neue Welt (vgl. Sure 19).

Die Legenden weisen über sich selbst hinaus. Dies geschieht im Sinne einer Weiterarbeit durch Komplementarität und Amplifikation.

Als Symbol kann die Große Mutter dienen, die aus einer Baumgeburt entstand und im Islam auf Maria bezogen wird (vgl. die Geburt Jesu in der Sure 19). Beim Buddha ist es seine Mutter Maya. Zugleich spielt die jungfräuliche Geburt (Vaterlosigkeit, Matriarchat, im Bilde Shvetaketu, der Weiße Elefant) eine große Rolle.

Die Veränderer und „Raddreher“ (= Buddha) werden in Zeiten des Unheils geboren (Welt ging verloren, Christ ist geboren). Dazu bedient sich der Mythos der Höhle, so in Bethlehem, aber auch bei Venus und Adonis. Die Welt erstarrt so für einen Augenblick: Nunc stans. „Stille Nacht, heilige Nacht“ und verklärt sich. Das wird unterschiedlich erzählt, z.B. bei Jesus im Protevangelium des Jakobus, beim Buddha im Lalitavistara, bei Krishna in den Kindheitsgeschichten in der BhagavaAsan.

Das Kind ist gleichzeitig jenseits von Gut und Böse und oft genug der Schelm. Dabei dient die Krippe, das Schiff als das Gehäuse des Unbewussten.

Gott bringt sich zur Welt

Gott bringt sich darin zur Welt und den Menschen zu seinem noch ungeschlossenen Werden.

Angelus Silesius sagt darum: „Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren und nicht in dir: du bleibst doch ewiglich verloren“ (aus dem „Cherubinschen Wandersmann“).

Berichte

Deutsche religiöser als gedacht

Nach einer repräsentativen Erhebung der Universität Hohenheim (Stuttgart) in Kooperation mit der gemeinnützigen Stiftung Identity Foundation (Düsseldorf) sind die Deutschen religiöser als gedacht. Das teilte der Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Hohenheim mit.

Als wirklich atheistisch bezeichneten sich bundesweit nur gut 20 Prozent. Dass Deutschland wieder mehr religiöse Werte brauche, meinten 40 Prozent der Deutschen. Fast jeder zweite Deutsche interessiere sich für das Thema Esoterik. Etwa eben so viele glaubten, dass der Kosmos von einer geistigen Macht zusammengehalten werde. Viele neigten zum Aberglauben.

Mehr als die Hälfte der Deutschen (57 Prozent) sei der Auffassung, eine religiöse Erziehung der Kinder sei ausgesprochen förderlich und man sollte mit Kindern ein „Gute-Nacht-Gebet“ einüben.

Auch Bischof Wolfgang Huber (Berlin), der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), beobachtet „ein neues religiöses Interesse“ in Deutschland. Es sei heute nicht mehr peinlich, nach Gott zu fragen und nach dem Sinn des Lebens zu suchen. Wenn sich Fußballer nach einem Tor bekreuzigten und zum Himmel blickten, sei das wohl mehr als nur ein bloßes Ritual. Huber wies auch auf das wachsende Interesse an den Zehn Geboten hin. In Filmen würden religiöse Fragen in einer Weise thematisiert, wie es lange nicht mehr erlebt

worden sei. „Die Menschen spüren, dass es etwas Größeres gibt als das Machbare und Kaufbare.“ Den Kirchen biete sich die Chance, die Fragen der Menschen aufzugreifen und glaubwürdige Antworten zu geben.

Die Gesellschaft sei der „puren Eigenschaft“ überdrüssig, meinte Bischof Huber bei anderem Anlass. Die Gesellschaft habe genug von einer Kommerzialisierung, die vor der Seele des Menschen nicht haltmache. „Sie wartet auf Menschen, die das Heilige heilig halten, die Gott die Ehre geben und denen deshalb die Würde des Menschen unantastbar ist.“

*epd-Wochenpiegel 29/2006, S. 6;
27/2006, S. 5; 26/2006, S. 8*

Religion und Gewalt

Vor einer Verharmlosung der Beziehung von „Religion und Gewalt“ warnte der Journalist Michael Albus (Heidesheim), langjähriger Leiter der Hauptredaktion „Kinder, Jugend und Familie“ beim ZDF, bei einer Tagung der Evangelischen Akademie in Bad Herrenalb. Wer die Religionen mit ihrer Geschichte in den Blick nehme, entdecke, dass „alle Religionen ein Doppelgesicht haben“.

Die heiligen Schriften der Religionen enthielten „Texte mit einer humanisierenden Kraft neben Worten mit einem enormen Gewaltpotenzial“. Diese Doppelgesichtigkeit könne man weder gesunbeten noch heil machen. Sie sei „Grundbestandteil der menschlichen Natur“.

Der These, wonach monotheistische Religionen besonders anfällig für Gewalt und Intoleranz sind, trat der Theologe Wilhelm Schwendemann (Evangelische

Fachhochschule Freiburg) entgegen. Es müsse bezweifelt werden, dass polytheistische Gesellschafts- und Religionssysteme in ihrem Kern friedfertiger wären.

Auch die Religionswissenschaftlerin Petra Schilm (Bremen) hält es für falsch, die eine Religion als „friedfertig“ und die andere als „kriegerisch“ zu klassifizieren. Religionen hätten die Macht, große Gewaltpotenziale freizusetzen. Es komme aber auf viele Faktoren an, ob sie zum Ausbruch kommen, etwa wenn es um „Sinn“ und Heilserwartung gehe.

Es sei dringend erforderlich, sich mehr Wissen über die eigene und andere Religionen anzueignen. Religionskompetenz trage dazu bei, Friedens- oder Gewaltpotenziale in den Religionen zu erkennen.

Der Meinung, die Terroranschläge des 11. September 2001 hätten nichts mit Religion zu tun gehabt, widersprach Privatdozent Werner Thiede, bisher Chefredakteur des „Evangelischen Sonntagsblatts aus Bayern“ (in Rothenburg). Judentum, Christentum und Islam würden zumindest der Sache nach die Institution des „Heiligen Kriegs“ in ihrer Geschichte kennen. Aber zumindest im Abendland dürften seit der Zeit der Aufklärung Religionskriege der Vergangenheit angehören. Weltpolitisch gesehen seien sie aber kein Fremdwort mehr, wie die Aufrufe zum „Heiligen Krieg“ vor allem aus islamischem Mund zeigten.

Von einer Konjunktur der apokalyptischen Weltangst in Übergangs- und Krisenzeiten sprach Reinhard Hempelmann (Berlin), Leiter der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW). In diesem Zusammenhang würden auch die apokalyptischen Bilder der Gewalt in

der Bibel neu entdeckt. Es sei eine Stärke christlicher Apokalyptik, dass „sie den Glauben artikuliert, dass Gott und nicht der Mensch der Herr der Geschichte ist“. Es widerspreche jedoch christlicher Hoffnung, in Zuschauerhaltung auf die Eskalation von Gewalt zu starren und die Geschichte deterministisch ihrem unausweichlichen Ende entgegenlaufen zu lassen. Die Erwartung eines neuen Himmels und einer neuen Erde entlasse nicht aus irdischen Verantwortlichkeiten. Vielmehr fördere sie den Mut, das zu tun, „was die Liebe zum Leben und die Hoffnungsfähigkeit im Leiden unterstützt“.

Ralf Stieber, epd-Wochenpiegel 27/2006, Ausgabe Südwest, Innenteil S. 8

Vatikan und Orthodoxie

Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), der Berliner Bischof Professor Wolfgang Huber, hat sich kritisch über die gegenwärtige Annäherung zwischen Vatikan und orthodoxer Kirche geäußert.

Es gebe in beiden Kirchen eine unterschiedlich stark ausgeprägte Tendenz, eine Gestalt des christlichen Glaubens zu leben, „die mit der Aufklärung nichts zu tun hat“. Das große Risiko der Annäherung zwischen der Orthodoxie und der römisch-katholischen Kirche bestehe darin, „dass es eine Annäherung vor der Aufklärung sein könnte“. Huber forderte von der Religion dagegen einen konstruktiven Umgang mit dem Verhältnis zwischen Vernunft und Glaube. Rationale Aufklärung dürfe nicht als Verfall gedeutet werden. Hier müssten die Kirchen ein Vorbild für die Muslime sein.

Kardinal Karl Lehmann (Mainz) wies die Bedenken Hubers zurück. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz räumte zugleich unterschiedliche Auffassungen zum Umgang mit der Aufklärung ein. Zwar könne keiner mehr hinter diese Ende des 17. Jahrhunderts entstandene geistesgeschichtliche Epoche zurück. „Aber die Aufklärung selber hat ja auch wieder ihre eigenen Schwierigkeiten geschaffen.“ Diese müssten von beiden Kirchen aufgearbeitet werden.

epd-Wochenpiegel 1/2007, S.4

Bücher

Werner Zager: Jesus aus Nazareth – Lehrer und Prophet. Auf dem Weg zu einer neuen liberalen Christologie, Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 2007 (ISBN 978-3-7887-2209-8), Paperback, 125 Seiten. 19,90 Euro.

Professor Werner Zager, der Präsident des Bundes für Freies Christentum, hat in diesem Band fünf seiner Aufsätze aus den Jahren 2001 bis 2005 zusammengestellt, die alle darum kreisen, was wir von Jesus von Nazareth gesichert wissen und welche Bedeutung Jesus für den christlichen Glauben und damit auch für ein sinnhaftes Menschsein zukommt. (Zwei der Aufsätze sind bereits in von Zager herausgegebenen Sammelbänden im Neukirchener Verlagshaus erschienen.) Zager wählt verschiedene Anmarschwege: Jesus als Jude; Jesus letztes Mahl; Jesus in den verschiedenen Religionen; das Verständnis Jesu bei Martin Buber; die Christologie von Ulrich Neuschwander, dem herausragenden

Schweizer liberalen Systematischen Theologen und Schüler von Albert Schweitzer.

Zager versteht es, die Erkenntnisse heutiger historisch-kritischer Auslegung des Neuen Testaments wunderbar klar und übersichtlich zu präsentieren und die Gedanken von Buber und besonders von Neuschwander präzise zu bündeln. Sehr lesefreundlich ist auch die wiederholte Zusammenfassung seiner Ausführungen in Form von Thesen. Zager ist ein entschiedener Vertreter eines auf der Linie von Schweitzer „der Wahrhaftigkeit verpflichteten Christentums“.

So wird Jesu Reich-Gottes-Gedanke herausgearbeitet und dabei nicht verschwiegen, wo Jesus hier durchaus ein Kind seiner Zeit gewesen ist. Die frühchristliche und seither kirchlich übliche Deutung des Todes Jesu als eines Sühnopfers lehnt er ab, weil sie nicht von Jesus selbst vorweg vertreten wurde und von ihm auch nicht zur Deutung seines letzten Mahls, das kein Passahmahl war, verwendet wurde. Vielmehr eröffnete Jesus „in seinen Mahlgemeinschaften und in seiner Verkündigung einen direkten Zugang zu Gottes Verzeihen und Barmherzigkeit“ (S. 38). Man kann nicht „den Realgrund der Versöhnung auf das Kreuz“ einschränken (S. 103). Das heißt: Gottes Barmherzigkeit ist nicht vom Tod Jesu abhängig. Eine leibliche Auferstehung Jesu im Sinn der Wiederbelebung des Leichnams Jesu wird abgelehnt, ohne dass daraus folgen würde, mit dem Tod sei für Jesus und für uns alles aus. Vielmehr darf ein Sein bei Gott nach dem Tod geglaubt werden: Nach Neuschwander und Zager „wird Jesus durch seinen Tod am Kreuz aus dieser Zeitlichkeit in Gottes Ewigkeit

eingegangen sein, wie wir es als Christen auch für uns erhoffen und worin andere Jesus bereits vorausgegangen sind“ (S. 100). Die Verkündigung Jesu von der Gottesherrschaft wird im Anschluss an Schweitzer übertragen von einem künftig zu erwartenden übernatürlichen Einbruch des Reiches Gottes in ein von uns jetzt zu verwirklichendes. Man kann aber fragen, ob nicht doch auch der zukünftige Aspekt stärker zu gewichten ist, und zwar in dem Sinn, dass wir darauf hoffen können, nach dem Tod in Gottes Ewigkeit und eben damit in sein vollendetes Reich eingehen zu dürfen.

Die „liberale Christologie“, die Zager vertritt, versteht Jesus erstens ganz und gar als Menschen und zweitens als „jüdischen Propheten der Gottesherrschaft“ (S. 62), der drittens durch seine innere Autorität, durch seine kraftvolle Ausstrahlung Gottes Liebe und Gebot uns nahe zu bringen vermag. Dies ist sicher ein freichristlicher Minimalkonsens. Allerdings gibt es auch etwas anders akzentuierte Spielarten einer liberalen Christologie, die sich stärker an die kirchliche Tradition anschließen und den altkirchlichen Dogmen und den Bekenntnissen der Kirche mehr abzugewinnen versuchen. Jesus als „Sohn Gottes“ etwa könnte dann so verstanden werden, dass Jesus die Gottebenbildlichkeit und Gotteskindschaft mit anderen Menschen teilt, die dies allerdings nicht im gleichen Ausmaß wie Jesus verwirklichen. Jesus kann auch im Sinn der alttestamentlichen Weisheit und des Johannes-Prologs als die herausragende, wenn auch nicht einzige Personifizierung des ewigen Wortes Gottes verstanden werden, als besonders einflussvolle irdische Verwirklichung des

Logos oder des „kosmischen Christus“. Es ist ein gewichtiger Strang des freien Christentums, von Alois Emanuel Biedermann bis zu Rudolf Paulus, Paul Tillich und Martin Werner, der Jesus von Nazareth als eine besondere geschichtliche Umsetzung des „Christus-Prinzips“ versteht, des Prinzips der gnädigen Zuwendung Gottes zur Welt.

Andreas Kössler

Ulrich H.J. Körtner (Hg.): Gott und Götter. Die Gottesfrage in Theologie und Religionswissenschaft, Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 2005 (ISBN 978-3-7887-2097-1), 134 Seiten. 24,90 Euro.

Beim vorliegenden Band handelt es sich um die Vorträge der 6. Jahrestagung der Rudolf-Bultmann-Gesellschaft für Hermeneutische Theologie vom März 2004 sowie zwei ergänzende Beiträge. Der Herausgeber, seinerseits Vorsitzender dieser Gesellschaft, erörtert in seiner Einführung „Die Gottesfrage in Theologie und Religionswissenschaft“ (S. 1-22) die Problematik der Theologie im Verhältnis zur Religionswissenschaft sowie die Problematik der Gottesfrage, andererseits stellt er die Beiträge des Bändchens vor.

In der einzigen religionswissenschaftlichen Darlegung befasst sich Karénina Kollmar-Paulenz mit der „Relevanz der Gottesfrage für eine transkulturell orientierte Religionswissenschaft“ (S. 23-49). Da Kollmar-Paulenz die Religionswissenschaft als rein deskriptiv betrachtet und sie sowohl von christlicher wie von eurozentrischer Bevormundung befreit sehen will, misst sie der Gottesfrage nur indirekt große Bedeutung für die Religionswissen-

schaft bei - und zwar weil diese Frage „aufzeigt, dass die Religionswissenschaft in ihrer Begriffsbildung, die sie zur Beschreibung fremdreligiöser Traditionen heranzieht, auf Begriffe und damit Vorstellungen recurriert, die der christlich-europäischen Kultur entstammen“ (S. 34). Für eine „transkulturell orientierte Religionswissenschaft“ hat demgegenüber die Gottesfrage ihres Erachtens eher geringe Bedeutung. Die Empfindlichkeit der Autorin gegenüber einer Vereinnahmung der Religionswissenschaft durch die christliche Theologie und eurozentrische Fragestellungen ist sicher berechtigt, zumal wenn man die Geschichte ihres noch relativ jungen Faches berücksichtigt. Gleichwohl wäre es meines Erachtens konstruktiver gewesen, Kollmar-Paulenz hätte sich aus der Perspektive ihres Faches der Bedeutung zugewandt, die die Gottesfrage auch in außereuropäischen, nichtchristlichen religiösen Traditionen zweifellos hat.

Die restlichen Beiträge des Bändchens stammen ausnahmslos von christlichen Theologen. Jean Zumstein referiert das „johanneische Gottesverständnis am Beispiel des Prologs“, also Johannes 1,1-18 (S. 51-70). Ein Resümee: „Die grundsätzliche These des Prologs lautet: Gott offenbart sich nur in der Geschichte des Menschen Jesus. Daraus resultiert eine radikale Christologisierung der Gottesfrage, die durch den mehrmals im Prolog ausgesagten Ausschließlichkeitsanspruch bestärkt wird“ (S.69).

Paul-Gerhard Klumbies stellt Überlegungen zur „Brisanz der Christologie für das Verständnis der paulinischen Rede von Gott“ an (S. 71-83). Dabei wendet er sich gegen die in jüngerer Zeit von christli-

chen Exegeten unternommenen Versuche, die Bedeutung der Christologie für das Gottesverständnis des Paulus entweder zu minimieren oder sie im Rahmen alttestamentlich-jüdischer Tradition zu domestizieren.

Reinhold Bernhardt fragt nach der „Bedeutung und Problematik der personalen Gottesvorstellung“ (S. 85-102). Er kommt zu dem Schluss, dass Gott gewiss nicht als Person im Sinne eines anthropologisch bestimmten Personbegriffs zu verstehen ist. Dennoch ist ein personales Gottesverständnis insofern vertretbar, als Gott „eine personal sich offenbarende Wirklichkeit (ist), die alles Personsein transzendiert und gerade so in seiner unantastbaren Würde konstituiert“ (S. 102).

Doris Hiller bringt unter dem Titel „Von Gott reden – Eine hermeneutische Erinnerung“ (S. 103-117) Überlegungen des bedeutenden französischen Philosophen Paul Ricoeur ins Gespräch mit einschlägigen hermeneutischen Überlegungen Bultmanns. Danach stellt sich die Gottesfrage „nicht im religiösen Erfahrungshorizont des Menschen, nicht weil der Mensch ein auf Transzendenz angelegtes Wesen ist, sondern weil Gott in den biblischen Texten vorgängig genannt ist“ (S. 116).

Schließlich wendet sich Martin Hein, Bischof von Kurhessen-Waldeck, kritisch gegen die „zeitgenössischen Nachfahren“ des „Goldenen Stierbilds“, indem er ausgehend von der einschlägigen biblischen Geschichte den „Glauben an den biblischen Gott in Auseinandersetzung mit den neuen Göttern“ betrachtet (S. 119-129). Diese neuen Götter sind Geld und Ökonomie, militärische Macht, Sexualität und Vitalität.

Natürlich kann man aus diesem Band im Blick auf die angesprochenen Themen und Probleme einiges lernen, erhält mancherlei Anregungen; dafür sorgt schon die Gelehrsamkeit der Autoren. Im Blick auf das im Untertitel des Buches genannte Anliegen jedoch wird man enttäuscht. Denn erstens kommt die Stimme der Religionswissenschaft kaum zur Geltung; zweitens wird nicht geklärt, was unter „Gottesfrage“ verstanden werden soll. So wird etwa zwischen Gottesfrage und Gottesverständnis nicht unterschieden. So versteht Körtner den Ausdruck „Gottesfrage“ im Gefolge der „Dialektischen Theologie“ (Karl Barth und andere) gar als *genitivus subjectivus*. Das heißt: „Aus der Perspektive des christlichen Glaubens gewinnt die sogenannte Gottesfrage eine völlig andere Gestalt, weil das menschliche Subjekt der Frage nach Gott zum Objekt der Frage Gottes nach dem Menschen wird“ (S. 12). Eine solche Wendung der Problematik dürfte das Gespräch der Theologie mit einer „transkulturell orientierten Religionswissenschaft“ noch schwerer machen als es das vorliegende Buch ohnedies belegt.

Wolfgang Pfüller

Eugen Drewermann: Wege und Umwege der Liebe. Christliche Moral und Psychotherapie. Patmos Verlag, Düsseldorf 2005 (ISBN 3-491-50108-3). 24,90 Euro.

Stauend konnte man über Jahrzehnte die unglaublich reiche und vielseitige Produktion Eugen Drewermanns verfolgen, mit der er bahnbrechende Werke zur tiefenpsychologischen Auslegung von Texten aus der Bibel, aus Mythen und Märchen veröffentlicht hat wie auch zu Themen der

Dogmatik und Ethik und zuletzt der Naturwissenschaft. Ausgangspunkt und bleibende Grundlage war dabei seine Habilitationssarbeit, die dreibändige weit gespannte Interpretation der biblischen Urgeschichte des Jahwisten (1.Mose 2-11) unter dem Titel „Strukturen des Bösen“ (1978). Die Konsequenzen der darin gewonnenen Erkenntnisse für die Theologie und vor allem die theologische Ethik hat er dann in weiteren drei Bänden dargelegt: „Psychoanalyse und Moralthologie“ (1982-1984) - ein leidenschaftlicher Versuch, die katholische Moralthologie von rigoroser Gesetzmäßigkeit zu evangeliumsgemäßer Menschlichkeit zu rufen.

Drewermanns Ruf hat auch heute nichts von seiner Aktualität verloren. Deshalb brachte er 2005 eine gekürzte und aktualisierte einbändige Neuauflage unter dem Titel des zweiten ursprünglichen Bandes heraus: „Wege und Umwege der Liebe“. (Dass es sich hier nicht um ein ganz neu verfasstes Werk handelt, wird freilich erst ganz am Ende der dreißigseitigen Einleitung mitgeteilt, was manchen Käufer im Nachhinein irritieren könnte.)

Bleibende Aktualität - ja, denn hier geht es um ein Thema, das nicht nur die römisch-katholische Kirche und Moralthologie betrifft, die Drewermann primär im Blickfeld hat. Auch im Raum des Protestantismus gibt es gelegentlich noch immer gesetzlichen Moralismus im Widerspruch zum Geist des biblischen Evangeliums. Zentrales praktisches Thema ist das Problem der Unauflöslichkeit der Ehe, dem allein drei Kapitel gewidmet sind, gefolgt von der Thematik der Wahrhaftigkeit in unserer von Lügen geprägten Welt sowie dem Problem der Beurteilung des Selbst-

mords, alles aus dem Blickwinkel der Tiefenpsychologie gesehen. Am Anfang stehen zwei grundsätzliche Kapitel: zuerst ein Kurzabriss der Neurosenlehre in ihrer Bedeutung für die christliche Ethik; dann wird auf diesem Hintergrund die „Tragik der menschlichen Unzulänglichkeit“ sichtbar gemacht, die zugleich auf die „Tragik Gottes“ als des Schöpfers dieser Welt verweist.

Zentral geht es darum, dass die Kirche endlich lernt, ihre ethischen Fixierungen nicht allein aus dogmatischen Voraussetzungen abzuleiten, sondern unter Einbeziehung der konkreten Situation der Betroffenen, deren knechtende Problematik die Tiefenpsychologie erst voll ans Licht zu bringen vermag. Aus dieser Sicht gewinnen viele ethische Probleme ein ganz neues Gesicht, woraus sich die Forderung ergibt, dass Theologie und Psychotherapie sich endlich zu einer engen Zusammenarbeit verstehen sollten. Das stößt freilich oft auf erbitterten Widerstand, weil Moralisten befürchten, dass dann alle festen Maßstäbe relativiert würden und ins Wanken gerieten.

So ist nicht nur nach römisch-katholischer Lehre die Ehe prinzipiell unauflöslich: Die Trauformel „bis der Tod euch scheidet“ ist auch in den evangelischen Agenden fester Bestandteil. Das gründet auf Jesu Wort in Markus 10,9: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden“. Dieses Wort ist nach Drewermann als Aussage über den ursprünglichen Gotteswillen zu verstehen, unter der paradisischen Voraussetzung eines integren Gott-Mensch-Verhältnisses: Wo ein Paar sich von Gottes Liebe angenommen und bejaht weiß, kann auch der Part-

ner lebenslang angenommen und bejaht werden. Ist aber diese religiöse Grundlage zerbrochen und der Mensch auf sich selbst gestellt, dann freilich muss die mosaische Relativierung dieses Gebots gelten, dass auf dem Grund der menschlichen „Herzenshärte“ und Unzulänglichkeit eine Ehe auch so scheitern kann, dass ein Schlussstrich Raum geben muss für eine neue Bindung (Markus 10,4-6).

Nun ist die Tiefenpsychologie aber keine Einbahnstraße zur Auflösung von Ehen. Zwar deckt sie die psychischen Strukturen auf, die zum Scheitern führen können oder unter Umständen müssen, aber sie macht gerade dadurch beide Möglichkeiten sichtbar, entweder die alte Bindung zu heilen oder den Weg zu einer neuen Bindung frei zu machen. Das zeigt Drewermann am Musterbeispiel der „Übertragungsliebe“, in der ein liebender Mensch sein positives oder negatives Elternbild auf den Partner überträgt und dadurch - ohne dessen bewusst zu sein - das wirkliche Wesen des Andern notwendigerweise verfehlen muss. Eine psychotherapeutische Analyse zeigt aber auf, ob dieser Prozess wirklich unausweichlich ist, und wenn ja, wie eine neue Bindung ohne Neuaufgabe des alten unglücklichen Schemas möglich sein könnte. Soll ein Paar an seiner Strukturverschiedenheit trotz allen guten Willens nicht zugrunde gehen, muss eine Ethik, die sich an der Menschlichkeit ausrichtet, das „Lehrgeld“ des Scheiterns einer Ehe und die Möglichkeit einer Nachreifeung zugestehen.

Gewiss, auf der Grundlage eines gemeinsamen religiösen Glaubens an Gottes allumfassende Liebe können solche Konflikte überwindbar sein. Aber wo

trifft diese Voraussetzung heute noch zu? So lässt sich die an sich gottgewollte Unauflöslichkeit der Ehe jedenfalls nicht gesetzlich und allgemein verbindlich einfordern. Wohl aber könnte und müsste die Kirche als Institution vom Geist des Evangeliums her das manchmal unausweichliche Scheitern einer Ehe unter die Vergebung Gottes stellen und den Geschiedenen dadurch zu einem Neuanfang im Namen des Lebens verhelfen, wodurch unendlich viel Elend vermieden werden könnte. In der evangelischen Kirche ist dieser Weg schon seit Langem möglich.

An diesem Beispiel der Ehe wird deutlich, von welchem Grundverständnis Drewermann sich leiten lässt. Von seiner tiefenpsychologischen Warte aus kann er den Menschen nicht - wie uns die Aufklärungsphilosophie gelehrt hat - als bloßes Vernunft- und Willenswesen sehen. Die psychotherapeutische Praxis zeigt zur Genüge, wie sehr der Mensch gleichermaßen von seinen Trieben und unbewussten Strebungen geprägt und bestimmt wird, was zu so viel Unglück und Elend führt. Doch eben das ist der Preis der menschlichen Freiheit. Es ist Drewermanns fundamentaler Ansatz: Hat der Mensch seine Bindung zu Gott gelöst, so bleibt ihm angesichts einer unbarmherzigen Welt nicht anderes übrig, als in verzweifelter Angst zu verfallen. Um aber dennoch überleben zu können, muss er in ebenso verzweifelter Selbstbehauptung sich selber zum letzten Maßstab und damit an die Stelle Gottes setzen. So hat Sören Kierkegaard das Wesen der Sünde beschrieben und damit Drewermann den Ansatz für seine Analyse des menschlichen Daseins geliefert, nämlich als Tragik des Menschen

in seiner Angstverstrickung ohne Gott, aber auch als Tragik Gottes, der mit der Freiheitsbegabung des Menschen seine Schöpfung in die Unfertigkeit und Selbstzerstörung entlassen hat. Eine Harmonie ist nur noch im Ganzen des Schöpfungsplans denkbar, auf keinen Fall aber im Blick auf das menschliche Einzelschicksal: die Last der uralten und für uns nie lösbaren Theodizeefrage. Diese Tragik hat die Kirche freilich, so Drewermann, durch ihre Erlösungsdogmatik vorschnell zu relativieren gesucht: Die Erlösung ist in Jesus Christus ja schon geschehen, und Glauben wird dann recht schnell zu einem bloßen Fürwahrhalten von Dogmen anstatt zu einem Prozess der erfahrungsmäßigen Auseinandersetzung mit sich selbst und der Welt auf dem Boden der zugesagten Liebe Gottes. Darum muss jede Kirche sich immer wieder neu messen lassen an dem von Jesus aufgenommenen Prophetenwort des Alten Bundes: „Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer“! (Hosea 6,6/ Matthäus 9,13).

Auf diesem Boden geht Drewermann dann auch das Thema der Wahrhaftigkeit und Lüge in unserem menschlichen Dasein an. In dieser mörderisch gewordenen Welt, wo jeder seine Maske wahren muss, wird die Lüge zur gesellschaftlich institutionalisierten Überlebensstrategie (von der Staatsraison bis zur Geschichtsschreibung, von Standesidealbildern bis zur Mode und Etikette) - auch das ein Aspekt jener menschlichen Tragik. Nur wo - im Geist des jesuanischen Evangeliums - Menschen in der Liebe zu leben lernen, kann in einer Gemeinschaft Wahrhaftigkeit wirklich gelebt werden (Matthäus 6,33-37). Nach außen hin wird sich ein solcher Mensch

aber überlegen müssen, wann und wie er sich notwendigerweise der gesellschaftlich anerkannten Lügen als Instrument der Notwehr bedienen muss, wie es der Philosoph Arthur Schopenhauer gegen Immanuel Kants rigide Verdammung der Lüge vertreten hat.

Auch in diesem Bereich nützt eine bloße moralische Verdammung der menschlichen Verfehlung nichts. Es bedarf des barmherzigen Blicks mit den Augen Jesu, ohne dabei das Ziel einer neuen Welt der Wahrhaftigkeit aus Liebe aus dem Blick zu verlieren.

Mit den gleichen Augen des Verständnisses und der Barmherzigkeit beschäftigt sich Drewermann zum Schluss mit dem Problem des Selbstmords. Auch hier ist mit einer pauschalen Verurteilung nichts geholfen, um so mehr mit einem liebenden Verstehen, das hinter die Fassaden der sogenannten Normalität zu schauen gelernt hat. Nach der Erfahrung des Therapeuten resultieren Selbstmorde in der Regel nicht aus einer grundsätzlichen negativen Welt- und Lebensanschauung, sondern ganz konkret aus dem Erleben ausweglos erscheinender Situationen, in denen sich das Blickfeld der Betroffenen so fatal verengt, dass ihnen gar keine andere Lösung als der Selbstmord mehr möglich ist. Auch die theologische Interpretation des Selbstmords als Eigenmächtigkeit gegenüber der Bestimmung des Lebensendes durch Gott hält nicht Stich, weil wir heute - wo wir über Anfang und Ende unseres Daseins immer mehr selber zu entscheiden lernen - das Wirken Gottes nicht mehr in einem dauernden direkten Eingreifen sehen können. Es gehört zu unserer gottgeschenkten Freiheit, dass wir

unser Leben immer mehr in eigene Regie nehmen müssen. Gegen die theologische Ausflucht „Gott versucht keinen über sein Vermögen“ steht schlicht die Erkenntnis, dass dieser Satz nicht zutrifft und dass wir deshalb um so mehr auf den widerständigen Glauben an Gottes erbarmende und vergebende Liebe trotz aller Irrsinnigkeiten unseres Daseins angewiesen sind.

Natürlich ist mit dieser harten Kritik an allem blinden Moralismus noch nicht gesagt, wie eine Umsetzung dieser evangeliumsgemäßen Sichtweise in Regeln und Ordnungen einer Kirche konkret aussehen müsste. Doch das ist ja auch nicht die Aufgabe eines Therapeuten, dem es um den Einzelnen und um die existenziellen Grundlagen eines gelingenden Menschseins geht. Bewundernswert ist der Mut, mit dem Drewermann derart heiße Eisen im Geist des Evangeliums, im Geist Jesu ohne Rücksicht auf Verluste angeht. (Derselbe Mut hat ihn ja 2006 seine Mitgliedschaft in der römisch-katholischen Kirche gegen seine ursprüngliche Absicht aufgeben lassen, und wer seinen wahrhaft reformatorischen Protest in diesem Konflikt näher kennen lernen und wissen will, „Worum es eigentlich geht“, der lese sein „Protokoll einer Verurteilung“ unter dem genannten Titel, erschienen 1992 im Kösel Verlag.) Man kann nur wünschen, dass seine so fundamental evangeliumsgemäße Sichtweise sich in der ganzen Christenheit durchsetzt und alte, uns heute fremd gewordene Traditionen endlich als zwar tiefgründig symbolische, nicht aber historische Wahrheiten begreifbar macht. Wir als freie Christen haben zu diesem Wunsch besonders Anlass.

Wolfram Zoller

Leser-Echo

Zu: „*Vatikan und Orthodoxie*“ (*Freies Christentum* 2/2007, S. 47-48)

Für Papst Benedikt XVI. erstreckt sich Ökumene fast nur auf die orthodoxen Kirchen des Ostens. Evangelische Christen bilden in seiner Auffassung keine Kirchen, da – neben den Ostkirchen, die vor allem den Papst ablehnen – einzig die römisch-katholische Kirche angeblich auf Christus zurückgeht. Die Amtsgewalt – und damit auch die Weihe von Bischöfen und Priestern – sei von den Aposteln direkt übertragen („apostolische Sukzession“): Diese apostolische Amtsnachfolge besäßen ebenfalls die orthodoxen Kirchen, aber nicht die „evangelischen Gemeinschaften“. Nur so geweihte Personen könnten deshalb die Hostien in den wahren Leib Jesu „verwandeln“.

Als „mystischer Leib“ ist nach römisch-katholischer Auffassung die (römisch-katholische) Kirche irrtumsfrei und unfehlbar. Zumindest bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil hielt sich die römisch-katholische Kirche für heilsnotwendig und alleinseligmachend. Zwar ist diese total exklusive Vorstellung durch das Zweite Vatikanische Konzil gebrochen worden. Mit „*Dominus Iesus*“ (2000) wird aber eine Haltung festgeschrieben – man mag sie „inklusiv“ nennen; sie ist in Wirklichkeit gemäßigt „exklusiv“ – , wonach etwa evangelische Kirchen „nicht Kirchen im eigentlichen Sinn (sind)“.

Bevor die römisch-katholische Kirche ihr Amtsverständnis nicht ändert, wird wahre Ökumene nicht möglich sein. Selbst

„Einheit in der Vielheit“ bleibt eine Utopie. „Die bewohnte Erde“ (das heißt „Ökumene“) wird weiterhin das Schauspiel einer gespaltenen Christenheit bieten.

Kirche ist dort, wo Menschen im Glauben an Gott zusammenkommen. Dies erstreckt sich auf jede Gemeinschaft. Kirche als Volk Gottes bedarf keiner sogenannten apostolischen Weihe. „Der Geist weht, wo er will“ (Johannes 3,8)

Otmar Kurrus,
Tannenweg 7, 79183 Waldkirch

Berichtigung

Zu: *Leser-Echo Freies Christentum* 1/2007, S. 25-26 (Otmar Kurrus):

Auf Seite 26, linke Spalte, Zeile 4 von unten, muss es heißen: „griechischen Geistes“ (nicht: „christlichen Geistes“).

Termine

Regionaltreffen in Stuttgart

im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, jeweils an Samstagen, 15 bis 18 Uhr.

24. März 2007. Professor Dr. Werner Zager: „Der Briefwechsel Albert Schweitzers – eine Fundgrube theologischer und philosophischer Gedanken“.

7. Juli 2007. Pfarrer Heinrich Frommer: „Der Problemfall Augustin“.

10. November 2007. Pfarrer Wolfram Zoller: „Die Poesie bei David Friedrich Strauß“.

Jahrestagung 2007 des Bundes für Freies Christentum

21. bis 23. September 2007 in der Evangelischen Akademie Bad Boll. In Kooperation mit der Evangelischen Akademie Bad Boll und der Evangelischen Erwachsenenbildung Worms-Wonnegau.

Thema: „Führt Wahrhaftigkeit zum Unglauben? David Friedrich Strauß (1808-1874) als Bibelkritiker und Philosoph“

Programmablauf:

Freitag, 21. September:

Bis 18 Uhr Anreise.

18.30 Uhr. Gemeinsames Abendessen.

19.30 Uhr. Begrüßung. Pfarrer Wolfgang Wagner (Bad Boll) und Professor Dr. Werner Zager.

20 Uhr. Professor Dr. Werner Zager: „Einführung in Leben und Werk von David Friedrich Strauß“.

Samstag, 22. September:

8 Uhr. Morgenandacht. Pfarrer Wolfgang Wagner.

9 Uhr. Professor Dr. Bernd Hildebrandt (Greifswald): „David Friedrich Strauß als systematischer Theologe. Zum Anliegen seiner Glaubenslehre“.

11 Uhr. Professor Dr. Wolfgang Erich Müller (Oldenburg): „Auf dem Weg zu einer autonomen Verantwortungsethik - ausgehend von David Friedrich Strauß' emanzipatorischer Christologie“.

16 Uhr. Professor Dr. Werner Zager: „Der Prophet einer kommenden Wissenschaft' - David Friedrich Strauß im Urteil Albert Schweitzers“.

17.15 Uhr. Arbeitsgruppen mit ausgewählten Texten.

19.30 Uhr. Pfarrer Wolfram Zoller: „Kostproben aus dem ‚Poetischen Gedenkbuch' von David Friedrich Strauß“.

20.15 Uhr. Öffentliche Mitgliederversammlung des Bundes für Freies Christentum.

Sonntag, 23. September:

9.15 Uhr. Gottesdienst. Predigt: Pfarrer Wolfgang Wagner.

10.15 Uhr. Pfarrer Dr. Andreas Rössler: „David Friedrich Strauß als nachchristlicher Philosoph. Oder: Führt radikale Wahrhaftigkeit zum Unglauben?“

11.15 Uhr. Podiumsdiskussion unter Beteiligung des Plenums.

12.30 Uhr. Ende der Tagung mit dem Mittagessen.

Preise für Vollpension:

Tagungsgebühr: 50 Euro.

Vollpension pro Person:

Doppelzimmer mit Waschbecken: 92 Euro.

Doppelzimmer mit Dusche/WC: 111 Euro.

Einzelzimmer mit Waschbecken: 117 Euro.

Einzelzimmer mit Dusche/WC: 139 Euro.

Verpflegung ohne Frühstück, ohne Unterkunft: 46,50 Euro.

Anmeldung (Tagungsnummer 640307):

bis spätestens 10. September an die Evangelische Akademie, Sekretariat Irmgard Metzger, Akademieweg 11, 73087 Bad Boll (Telefon 07164-79-347 oder -0; Fax 07164-79-5347 oder -440).

Karfreitag und Ostern

Selbst den eigenen gewaltsamen Tod vor Augen, verwirklichte Jesus bis zuletzt die bedingungslose Annahme durch Gott, indem er sich mit seinen Nachfolgern zu einer Gemeinschaft ohne Wenn und Aber verband, mit Menschen, die bereits zuvor schon häufig versagt hatten und ihn sogar in der Stunde der Bewährung im Stich lassen sollten. Diese Gemeinschaft, so verdeutlichte es Jesus [...], werde sogar der Tod ihres Stifters nicht aufheben, sondern sie werde ihre Fortsetzung und Vollendung in der neuen und endgültigen Wirklichkeit des Reiches Gottes finden. -

Ulrich Neuenschwander bringt „die „Bedeutung des Kreuzes Christi als hermeneutischer Schlüssel für die Bewältigung des Leidens“ in folgenden drei Thesen auf den Punkt: „1. Durch das Kreuz verliert das Leiden die Eigenschaft, von Gott zu trennen, und wird umgekehrt zu einer Möglichkeit gesteigerter Gottverbundenheit. 2. Durch das Kreuz wird das Leiden nicht gerechtfertigt, sondern bleibt in seiner ganzen negativen Dunkelheit stehen. 3. Die in der ersten These eröffnete objektive Möglichkeit wird subjektiv realisiert, indem Leiden als christliches Leiden getragen wird, d.h. bewusst in Bezug auf das Kreuz Christi und in der Gemeinschaft mit dem leidenden Jesus.“ -

Kann also eine leibliche Auferstehung Jesu schlüssig nur innerhalb des antiken Weltbildes gedacht werden, dann ist es Christen der Neuzeit unmöglich, diese zu glauben und zu bekennen – es sei denn um den Preis eines *sacrificium intellectus* [Verzicht auf den Verstand]. D.h. nun aber nicht, dass mit dem Kreuzestod Jesu alles aus gewesen sei. Die Sache Jesu ging und geht weiter. Jedoch gründet die Ewigkeitshoffnung eines entmythologisierten Christentums nicht in dem Mirakel einer leiblichen Auferstehung Jesu, sondern – um mit Neuenschwanders Doktorvater Martin Werner zu sprechen – im „göttlichen Schöpfungsgeheimnis“:

„Tod ist Vergehen einer gewordenen, geformten Seinsgestalt, aber gerade als solches Vergehen nicht Vernichtung von Seiendem überhaupt, sondern Seinswandlung, Wandlung der Seinsgestalt.“

Werner Zager: Jesus aus Nazareth – Lehrer und Prophet. Auf dem Weg zu einer liberalen Christologie, Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 2007 (ISBN 978-3-7887-2209-8). 19,90 Euro.

Darin Seite 38. 104-105. 100-101.

Das Buch wird in dieser Nummer auf Seite 48-49 besprochen.

PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027

Versandstelle „Freies Christentum“:
Geschäftsstelle des Bundes
für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum, Kreissparkasse Esslingen 56 037 137 (BLZ 611 500 20) oder Postbank Hannover 1550 78-307 (BLZ 250 100 30).

Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619.

E-Mail: info@tempelgesellschaft.de

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum

wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Frau Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).